

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Um Schlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr. Abonnemement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Siebenunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge.

Dritter Jahrgang.



No. 5.

Donnerstag, am 27. Januar.

1853.

### Ein Apostat aus Ueberzeugung.

Historische Novelle aus der Neuzeit.

von

Adolph Stern.

(Fortsetzung.)

2.

Oskar stand noch betäubt von dem Eindrucke, welchen die letzten Worte Josephs von Warboda auf ihn gemacht hatten, endlich raffte er sich auf und begab sich, um zunächst seiner journalistischen Pflicht Genüge zu thun, in den Reichstag, der sich eben unter dem Vorsitze des Vicepräsidenten Smolka versammelt und für permanent erklärt hatte. Vom Abgeordneten Schuselka wurde Bericht über den beginnenden Zeughaussturm erstattet, Oskar warf flüchtig einige Notizen auf ein Papier und sagte zu dem gleichfalls in der Journalistenloge anwesenden Saßberg: „ich will nach dem Zeughaus. Kannst Du den Verhandlungen des Reichstages folgen und die Berichte morgen geben?“

„Ja!“ erwiderte der Buchhändler ziemlich verdrossen. Oskar wollte eben den Saal verlassen, als ihm eine Stimme nachrief: „warten Sie eine Minute, Ewald, ich komme mit Ihnen.“

Oskar erkannte die Stimme des demokratischen Journalisten Silberstein, den er flüchtig kennen gelernt, und der nun zu seinem großen Mißvergnügen ihn mit der Vertraulichkeit einer langjährigen Freundschaft anredete.

„Ich gehe nach dem Zeughause, Herr Silberstein. Wollen Sie mich vielleicht begleiten?“ —

„Ja doch, mit dem größten Vergnügen, mein Charmantester, ich muß mir ja selbst die Geschichte mit ansehen“ lachte der Herausgeber des „Demokraten.“

Oskar erwiderte nichts, verließ mit der unaufgeforderten Begleitung den gedrängtvollen Saal und ging nach dem Zeughause. In dieses hatte sich ein bedeutender Theil der Truppen geworfen, und die Nationalgarde war in Gemeinschaft mit Akademikern und bewaffneten Proletariern bemüht, dasselbe zu erstürmen. Man hatte Kanonen auf der Schottenbastei aufgeführt, um auch von hieraus das Zeughaus zu beschießen, wirklich brannten in dem Augenblicke, als Oskar und Silberstein auf dem Schauplatze der Verwüstung anlangten, einige Nebengebäude desselben, der Haupttheil aber erlitt durch die fortgesetzte Beschießung bei der Stärke der Mauern nur wenig Schaden, während ein gut unterhaltenes Kartätschenfeuer aus dem

DE

9

Zeughause heraus in den Reihen der Volkskämpfer eine gräßliche Verwüstung verursachte. Einige Parlamentäre, vom Volke abgesandt, um mindestens einen Waffenstillstand zu vermitteln und die Truppen über ihre Lage aufzuklären, wurden erschossen, wodurch sich natürlich die Erbitterung steigerte.

Im allgemeinen Tumult fühlte Dskar plötzlich seine Hand gedrückt, der Hauptmann von Warboda stand in Zivilkleidung abermals vor ihm und sagte: „nun, mein junger Freund, was meinen Sie dazu?“

„Ich kann aufrichtig gestehen,“ sprach Dskar, „daß ich das Verfahren der Truppen, auf die Parlamentäre zu schießen, sehr mißbillige und gar nicht einsehe, zu welchem Zwecke sie einen Waffenstillstand durchaus ablehnen.“

„Sie fürchten das Schicksal Latours!“

„Lächerlich! Wie könnte jetzt, nachdem die Reue über die Gräuthat eine allgemeine und tiefempfundene ist, wenige Stunden nachher eine neue begangen werden.“

„Sie sind ein guter Anwalt des Pöbels! Ich würde gleichfalls gegen Waffenstillstand und Uebergabe stimmen, wenn ich darin den Oberbefehl hätte. *Suum cuique*. Kommen Sie, wir wollen eine Verlobung feiern.“

„Jetzt in diesem Augenblicke? — — ist dies Ihr Entschluß?“ — — stammelte Dskar erlebend.

Der Hauptmann von Warboda fuhr rasch mit der Hand über das Gesicht und sagte: „verzeihen Sie. Ich glaubte Grund zu der Vermuthung zu haben, daß Sie meine Schwester lieben. Ich sehe, daß ich mich getäuscht habe.“

Er wollte sich entfernen; Dskar hielt ihn unsäglich erschrocken fest: „ich hätte nicht geglaubt, daß der freudige Schreck, der sich meiner bemächtigte, so furchtbar mißdeutet werden könne, daß man gar ein Erlöschen meiner unsäglichem Liebe zu Comtesse Therese vermuthet.“

„Habe ich mich abermals geirrt, so kommen Sie.“

„Alle Wetter, Erwald, wo stecken Sie denn, ich habe Waffen für Sie“ — klang Silbersteins Stimme durch das Gerwühl. Mit wem sind Sie beisammen? Ich glaube gar“ —

„Kommen Sie rasch“ drängte der Hauptmann von Warboda. „Ich habe den Herrn Silberstein einmal beleidigt, wenn er mich erkannt hat, bin ich in dieser aufgeregten Volksmasse verloren.“

Dskar erwiderte nichts; er hörte sehr deutlich das Geschrei: „ein Reaktionär! ein Schwarzgelber! ein Spion!“ das sich auf Silbersteins Anstiften erhob. Er folgte dem Hauptman jagend in das Warboda'sche Palais.

„Ich will Therese eine Ueberraschung bereiten, ich bitte Sie daher, eine Weile im Vorzimmer zu verziehen.“

Dskar, der noch immer nicht wußte, ob er wache oder träume, war zu allem bereit. Der Hauptmann begab sich zu seiner Schwester, deren Trübsinn seit einigen Wochen sogar der Dienerschaft auffiel und die auch jetzt wieder mit gesenktem Köpfchen dasaß.

„Guten Tag, Schwester,“ redete er sie fröhlich an. „Ich habe Dir etwas mitgebracht aus der rebellischen Stadt, — rathe.“

„Was wird's sein? Eine nutzlose Spielerei? Laß mich in Ruhe, lieber Joseph.“

„Dem seligen Papa allerdings würde der fragliche Gegenstand als nutzlose Spielerei erscheinen, mir vielleicht auch — Dir aber, Therese, wohl weniger.“

„Nun gib her,“ hauchte Therese, welche die Erfüllung irgend eines alten Lieblingswunsches hoffte.

„Hergeben — in Dein Händchen; das würde Dir etwas schwer werden. Du mußt Dich wohl erheben und mit in den Salon kommen.“

Um dem Bruder die Freude nicht zu verderben, folgte Therese, die Thür des Salons öffnete sich und die nächste Secunde fand die sprachlos erstaunte Therese in den Armen Dskars. Der Hauptmann, welcher dabei stand und sich vergnügt die Hände rieb, nahm nach einer langen übergelücklichen Weile das Wort: „nun, Therese, bist Du mit der Spielerei zufrieden?“

„Lieber, guter Bruder! Aber sag', wie bist Du darauf gekommen, mich endlich zu erhören. Hundertmal seit vielen Wochen hab' ich Dich gebeten, habe ich Dir gesagt, daß ich nicht leben könne ohne ihn, kein Wort hast Du mir erwidert, keinen freundlichen Blick gegönnt; und gerade heute, wo

der Aufruhr die Straßen durchtobt, mich zu verloben!"

„Ich war,“ antwortete der Hauptmann, „immer noch ungeschlüssig und würde es jedenfalls noch lange geblieben sein, wenn nicht heute mein wackerer Herr Schwager in spe, einer der thätigsten Rebellen, mir, dem kaiserlichen Hauptmann, im Kriegsgebäude das Leben gerettet hätte. Er war verschwunden, sonst hätte ich ihn auf der Stelle mitgebracht. Erst beim Zeughaussturm fand ich ihn! Doch jetzt ein ernstes Wort mit Ihnen Herr Ewald.“

Dskar erhob sich mit einem fragenden Blick auf Theresen und als er deren Zustimmung zu erkennen glaubte, sagte er sich verbeugend: „ich bin Ihr gehorsamer Zuhörer.“

„Wohl! Sie sind, soviel ich weiß, Demokrat, ich bringe demnach meiner Schwester ein doppeltes Opfer, einmal, daß ich mich über die Vorurtheile, welche unserm Stande noch ankleben hinwegsetze, das andremal, daß ich einen Mann, der mir feindlich gegenübersteht wird, meiner Schwester vermählen will.“

„Ich bin von der Größe Ihres Opfers überzeugt und werde mich soviel als möglich bemühen“ —

„Keine Versprechungen, mein Herr, die Sie späterhin bereuen müßten. Welchen Standpunkt wollen Sie in den momentanen Wirren dieser Stadt einnehmen?“

„Ich stehe zum erkornen Banner; doch hoffe ich, es soll ohne Kampf vorübergehen. Der Reichstag wird schon Alles schlichten.“

„Wollens hoffen. Wenn nur der Reichstag bei Hofe in ein wenig besserem Credit stände.“

„Ich glaube, daß das Verfassungswerk, an dem der Reichstag arbeitet“ —

„Arbeiten will!“ corrigirte der Hauptmann.

„Arbeiten will, eine Versöhnung der erregten Gemüther anbahnen wird.“

„Sie hoffen das Beste, ich sehe das Schlimmste und lasse deshalb Ihnen und Theresen ganz freie Hand. Sie sind der Retter meines Lebens, ich wünsche Ihnen gegenüber dasselbe zu sein.“

„Sie sind mir noch mehr als ich Ihnen. Was ich that, war reine Schuldigkeit den Gesetzen der Humanität gegenüber; Sie schenken mir dafür mein Lebensglück.“

„Ich bin gern erbötig, Ihnen ein Gut in

Böhmen abzutreten. Wollen Sie sich dorthin mit Theresen zurückziehen?“

„Wenn dieser Kampf ausgefochten, ja.“

„Dann soll auch Ihre Verlobung public werden. Leben Sie wohl, ich verlasse heute noch Wien und — nun Sie werden Ihre Braut ja ohnehin schützen. Gott segne Euch beide!“

Der kalte Hauptmann wurde beinahe weich, als er Abschied nahm, ein Blick auf die Uniform Dskars gab ihm die nöthige Stärke wieder. Er schied und ließ die Liebenden allein in ihrem Glücke. Was kümmerte sie die fieberhafte Aufregung, der laute Kampfärm, die tausend Schrecknisse, die das übrige Wien bewegten. Sie hatten keine Zeit daran zu denken.

## 3.

Andreas Schneider, der ehrenwerthe Volkstribun, hatte sich, seit er von der Redaktion des „Oesterreichischen Volksboten“ zurückgetreten war, bei Malers „Freimüthigen“ engagiren lassen, und für die Grundsätze der unumschränktesten Volksherrschaft (unter Volk verstand er bekanntlich nicht die Gesamtheit der Nation, sondern den schmutzigsten und gemeinsten Pöbel) rüstig fortgewirkt. Er hatte dabei nicht versäumt, auf Dskar Ewald ein wachsames Auge zu richten und er hatte schon, wie wir bereits erzählten, Versuche gemacht, sich an demselben glänzend für den „gemeinen Snyker“, den ihm dieser unerschrocken in's Gesicht geschleudert, zu rächen. In den Sturmtagen, die nun über Wien hereindrachen, war dies vielleicht eher möglich, er beschloß jede Gelegenheit beim Schopfe zu fassen. Vor der Hand blieb aber Dskar verschwunden, sein Name stand noch auf dem Kopfe des „Volksboten“, im Redaktionsbureau saß ein junger fremder Literat, dem gegenüber Herr Saksberg sich unbehaglich zu fühlen schien. Andreas begann seine Späher und Kundschafter, an welchen es ihm nie fehlte, auszusuchen. Bald genug erfuhr er, daß Dskar schon seit einigen Tagen früh in das Warboda'sche Palais fahre und vor später Nacht nicht in seine Wohnung zurückkehre. Herr Andreas konnte sich den Zusammenhang dieser Besuche sehr wohl erklären, um so mehr suchte er ihnen eine andre Veranlassung unterzuschreiben.

„Bei der Spinnerin am Kreuz! Erinnert Euch nur daran, bei der Spinnerin am Kreuz!“ sagte er, wenn sich im Bierkreise des „neuen Oestreich“ eine schwache Stimme zu Oskars Vertheidigung erhob.

„Warum dulden die Akademiker einen Schuft wie Ewald, einen offenbaren Verräther unter sich. Er liebt eine Gräfin, ist das nicht schon Verrath an der Sache des Volkes?“ donnerte Doktor Aronheim, der ein paar lebenswürdige Töchter besaß, die das Jahr Fünfundzwanzig bereits erreicht hatten, und ihn um einen Mann plagten.

Schöne Gräfinnen! Alle die Dämchen in Hut und Schleier mit weißen und seidenen Kleidern, das Alles muß ein Ende mit Schrecken nehmen,“ schrie der Vorsteher des comunistischen Arbeitervereins, der jetzt das große Wort führte. In seinen Verein war ein eingewandter Schuhmacher getreten, welcher die paar Noththaler, die ihm vorsorgende Verwandte mitgegeben, in die Kasse des Vereins niederlegte, die der Herr Vorsteher als sein Eigenthum betrachtete. Er legte alle Monate einen schönen Rechenschaftsbericht ab, die guten betrogenen Arbeiter freueten sich, daß sie schon soviel in der Kasse, und es fiel ihnen gar nicht ein, einmal diese Kasse selbst und nicht bloß auf dem Papiere zu sehen.

„Du sprachst ein wahres Wort, Bruder,“ nickte Andreas, den bierfeuchten Schnurrbart streichend. „Das Wort „Dame“ ist mir schon längst ein Gräuel gewesen.“

„Wie ist denn aber Oskar Ewald dazu gekommen, eine Dame zu seiner Frau machen zu wollen? Er war ein guter Demokrat.“

„Niemals!“ widersprach Andreas Schneider. „Ueberhaupt sind alle diese Künstler, alle diese Dichter, alle diese Herren nichts weniger als Demokraten; Sie wollen höchstens eine Republik, aber die Herrschaft des göttlichen edeln Volkes wollen sie nicht, einer wie der andere.“

„Demnach müssen sie vernichtet werden. Es graut mir fast vor unserm unbedingten Siege, wie viel Erhabenes, Edles und Schönes muß dadurch zu Grunde gehen.“

„Nichts geht zu Grunde,“ sprudelte Andreas, das Volk ist doch viel edler, als alles andere. Wir wollen uns daher keine Sorgen darüber machen.“

Die communistische Logik, welche Andreas Schnei-

der mit so großer Gewandtheit entwickelte, schien den Gästen, die größtentheils dem viel edleren Volke als alles Edle angehörten, wohl zu gefallen. Sie stimmten ein Hochgeschrei auf den begeisterten Vertheidiger der Menschenrechte an. Herr Andreas Schneider dankte, — plötzlich wurde die Thür aufgerissen, ein zerlumpter Mensch stürzte herein und rief: „Verrath! Verrath!“

„Wo? Wie?“ fragten die aufgeregten Gäste, und einige von den Tapfersten schickten sich an, heimlich das „neue Oestreich“ zu verlassen, wenn das alte etwa gesiegt haett.

„Zum Obercommandanten ist nicht Andreas Schneider, sondern Messenhauser ernannt worden.“

„Gotts Tod!“ fluchte der erschrockene Andreas, der so gut machinirt zu haben glaubte, daß er seine Beförderung zum ersten Gewalthaber der Residenz gar nicht mehr bezweifelt hatte.

„Rebellion gegen den feigen Literaten, der unser schönes Wien an die Croaten verräth! Messenhauser ist ein Verräther!“ — —

Unter solchen Auspicien trat Messenhauser das Obercommando an. Die Stadt war äußerlich ruhig, obwohl Zellachich vor den Thoren stand und kleine Plänkereien zwischen seinen und den Vorposten der Wiener nie verhindert werden konnten. Auersperg, dessen Truppen, während sie im Schwarzenbergischen Garten bivouakirt, scheußliche Greuelthaten verübt, war abgezogen und hatte sich in Enzersdorf mit dem Banus vereinigt, für das zurückgelassene Material jedoch den Gemeinderath verantwortlich gemacht! Der Reichstag sandte umsonst Adresse auf Adresse an den Kaiser, jede Antwort, welche man ja erhielt, beschränkte sich auf ausweichende allgemeine Ausdrücke der Zufriedenheit mit dem Wirken des Reichstages. Der Zustand wurde immer bänglicher, umsomehr, als die Nordbahn, deren Direktorium dem Befehle des Reichstages gemäß jede Beförderung von Truppen seit dem sechsten October verweigert hatte, militärisch besetzt war.

Oskar, der in diesen Tagen häufiger als gewöhnlich Therese besuchte, die sich wieder bei der Gräfin Plattner aufhielt, trat eines Morgens in das Studentencomité, welches in dem Universitätsgebäude tagte. Er hatte vernommen, daß irgend

eine Anklage gegen ihn erhoben worden sei, und wollte sich persönlich rechtfertigen.

Bei seinem Eintritte erhob sich der Vorsitzende, grüßte ernst und wandte sich dann an einen jungen Mann mit feurigen Augen: „Stephani, wollen Sie Herrn Maler Ewald mittheilen, was gegen ihn vorliegt, und wie wir dieserhalb entschieden haben?“

Der ungewöhnliche Ton, in welchem der Vorsitzende gesprochen, machte Dskar stutzen, er trat einen Schritt vor und fragte: „was giebt's, Stephani?“

„Ich kann Dir hier nicht als Freund gegenüberstehen“ versetzte Stephani der angetredete junge Mann trübe.

„So erfülle Deine Pflicht als Secretair.“

Stephani entfaltete einen unscheinbaren Papierbogen und las: „auf Anzeige, der eine gründliche Untersuchung vorhergegangen, des demokratischen Centralcomites, ist der Maler Dskar Ewald, Mitglied der fünften Compagnie hiesiger akademischer Legion, als ein Mensch, der sich der Ehre, Mitglied derselben zu sein, stets unwürdig gezeigt, sofort zum Austritt zu veranlassen. Besagter Dskar Ewald ist nach übereinstimmendem Zeugniß in einer Unterhandlung mit dem als Regierungsemissär längst bekannten Baron von Spiegel begriffen gewesen, hat den Redakteur Andreas Schneider von seinem Amte verdrängt, um den „österreichischen Volksboten“ in ein unentschiedenes schwankendes Blatt zu verwandeln, hat die Redaktion desselben in den ersten Tagen niedergelegt —

— „Weil der Verleger, der übrigens mein Freund ist, mit dem jetzigen Oberkommandanten Messenhauser unterhandelte,“ unterbrach Dskar zornig den Vorleser, der unbekümmert schloß: „also im entscheidendsten Augenblicke, die Presse der Hauptstadt um ein Organ ärmer gemacht hat, welches die Anschuldigungen, die von der provinziellen Reaktionspartei auf Wien gehäuft werden, mit entkräften konnte. Ferner hat besagter Dskar Ewald sich mit einer Gräfin Therese von Warboda verlobt, die laut eingezogener Erkundigungen die Schwester des Hauptmanns von Warboda, eines der gefährlichsten Freiheitsfeinde, ist. Dies sind für das Studentencomite der Anklagen genug, um den Dskar Ewald zum sofortigen Austritt aufzufordern.“ —

„Ich trete nicht aus“ stieß Dskar heftig hervor.

„Ich habe mich stets als ein würdiges Mitglied, bewiesen und auf die Denunciation eines Schurken, wie Herr Andreas Schneider“ —

„Sie werden austreten“ sagte sich erhebend der Vorsitzende. „Sie werden das Prädikat Schurke gegen den ehrenwerthen Volksmann Schneider zurücknehmen, wenn Sie nicht wünschen, dasselbe auf andre Leute ausgedehnt zu sehen.“

Zähneknirschend verließ Dskar nach diesem Ultimatum den Saal, riß von seinem Rocke die Abzeichen der akademischen Legion, trat sie mit Füßen und sagte etwas ruhiger geworden bitter zu sich selbst: „Du ein Verräther, Herr Andreas Schneider ein wackerer, ehrenwerther Volksmann! Wien ist verloren, es träumt von Verräthern, wo keine sind, und wo sie sind, will es nichts von ihnen wissen.“

(Schluß folgt.)

### Voltaire's deutsche Liebe.\*)

Der unsterbliche Sänger der Henriade, der Dichter des „Mahomet“ und des „Drest“, Arouet de Voltaire, weilte seit einigen Monaten am Hofe des Philosophen von Sanssouci, und hörte, während er sein „Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten“ schrieb, die zweifelhaften, nach seiner Meinung aber entschieden schlechten Verse des großen Friedrich an.

Voltaire, obwohl er keinen großen Ueberfluß an Schönheit besaß, hielt sich dennoch für höchst gefährlich und war überzeugt, jedes Frauenherz auf den ersten Sturm nehmen zu können. Er blieb daher in seinen Galanterien nicht in den niederen Regionen stehen, er verlor sich in die höheren und höchsten hinauf. Hier aber am Hofe von Sanssouci sollte er zwei Warnungen erhalten. Zuerst hatte er der geistreichen Schwester Friedrichs des

\*) Diese Novелlette bildet einen Abschnitt eines noch ungedruckten Werkes: „Dichter-Novellen“ von Adolf Stern. Der erste vollendete Band desselben enthält außer der mitgetheilten noch die Novellen: „Louise Brachmann“ und „Ein Abenteuer Bellmanns.“

Großen, der Prinzessin Amalie, Ketzlerin von Queblinburg, den Hof gemacht. Diese liebte indessen bekanntlich den abenteuerlichen Friedrich von der Trenk, der unter dem „Rasirmesser der großen Nation“ sein vielbewegtes Leben endete, und wies Herrn Arouet de Voltaire, der mehrere Versuche gemacht hatte, ihr förmlich eine Liebeserklärung zu Füßen zu legen, ernstlich in seine Schranken zurück.

Vergerlich über diese unbegreifliche Kälte der „Koketten und frivolen Fürstin“ ritt der dichtende Kammerherr des Preußenkönigs eines schönen Sommermorgens in den Umgebungen Potsdams spaziren, begrüßte mit einer höchst sauren Miene seinen Landsmann, den großen Mathematiker Mauvertius, der sich gleichfalls am Hofe Friedrichs eingebürgert und begann nach Abenteuern umherzuspüren. Eine Stunde mochte etwa vergangen sein, ohne daß ihm etwas der Art aufgestoßen wäre, als er in einiger Ferne ein kleines, zwischen Weidengebüsch verstecktes Haus wahrnahm.

„Das scheint mir geeignet,“ murmelte er, „die Lage ist für das pitoyable Potsdam immer noch ziemlich romantisch, ich möchte mich fast einmal dahin verirren.“

Nach diesem kurzen Selbstgespräch setzte der Dichter sein Pferd in Trab und befand sich in wenig Minuten unmittelbar in der Nähe des Hauses. Hier stieg er behutsam vom Rosse, näherte sich dem Eingange, an dem, eine kurze Pfeife rauchend, die Gestalt eines ehrwürdigen alten Mannes lehnte, zog leicht den Hut und sagte in dem besten gebrochenen Deutsch, dessen er fähig war: „Bon jour, mein Herr! Könnte ich vielleicht ein Glas Wasser erhalten? Ich bin sehr durstig vom Ritte.“

„Lina,“ rief der Alte in das Haus hinein, „hier ist ein Herr, der einen frischen Trunk wünscht!“

Voltaire hätte gar zu gern sein Lognon zur Hand genommen, um zu erkennen, wer es sei, der so hastig an den Brunnen eilte, indeß, da dies fast unschicklich gewesen, unterblieb es. Nach kleiner Weile schwebte durch die Hausflur die gerufene Lina, eines jener weiblichen Wesen, über deren Erscheinung ein bestechender Liebreiz ausgegossen ist. Das Mädchen mochte etwa siebzehn Jahr alt sein, ihre Gestalt war allerdings ein wenig klein, aber wohlgerundete Körperformen, ein reizendes blondes Lockenköpfchen, in dem ein Paar schalkhafte blaue

Augen strahlten und ein Mündchen, das zur Zahl derer gehörte, bei deren Anblick man mit unsern einfältigen Sitten hadern möchte, die es nicht gestatten, daß man sich beliebig Küsse rauben kann, ließen dies übersehen.

„Eine herrliche Gegend,“ lächelte der französische Dichter, mit Wohlbehagen das Wasser, welches ihm Lina's schöne Hände überreicht hatten, ausschlürfend.

„O ja!“ erwiderte gleichgültig der Alte, den ausgerauchten Pfeifenstummel zur Seite legend.

„Nur etwas einsam,“ fuhr Voltaire, um die Unterhaltung im Gange zu erhalten, fort. „Nicht so, Mademoiselle?“ wandte er sich zärtlich an die erröthende Lina, ihr das Wasserglas zurückgebend.

„Es gefällt mir hier ganz gut.“ stammelte sie schüchtern.

In diesem Augenblicke erst bemerkte der Alte den Kammerherrnschlüssel und den Orden pour le merite, zwei Auszeichnungen, welche der Philosoph von Sansouci seinem geschätzten Gaste gern gewährt hatte, und auf die der eitle Poet nicht wenig stolz war. Sogleich zog der Alte das Käppchen und fragte schüchtern: „Sie sind vom Hofe, Excellenz?“

Die Excellenz gab herablassend zur Antwort: „Ich bin Voltaire!“

Das „ich bin Goethe!“ verfehlte seiner Zeit nicht die Wirkung auf den größten Mann unseres Jahrhunderts, und so müssen wir es höchst erklärlich finden, daß während ihr Vater sich ehefurchtvoll verneigte, die hübsche Lina ein wenig zu zittern begann. Voltaire's in der Nähe scharfem Blicke entging dies keineswegs.

„Sie werden unwohl, Mademoiselle!“ tief er besorgt. „Sollte mein Name daran Schuld sein?“

Bergebens winkte der Alte heftig mit den Augen, die arme Lina stieß heraus: „so sind Sie wohl gar der Herr, der gegen den lieben Gott geschrieben hat?“

Voltaire, obgleich über die Naivität dieser Frage entzückt, war doch nicht im Stande, dieselbe genügend zu beantworten, er suchte sich daher zu fassen und stammelte: „Mademoiselle, das sind ernste philosophische Sachen!“

Diese Antwort und die drehenden Blicke ihres Vaters veranlaßten Lina sich mit einem flüchtigen Gruße zu entfernen; Voltaire, der nun keinen

Grund zum Bleiben mehr hatte, nahm von dem respektvollen Alten höchst herablassend Abschied und ritz zu Pferde.

„Eine hübsche Vision wird dies werden. Die kokette boshafte Mebtiffin soll sich schon ärgern,“ knurrte er während des Reitens. In kurzem war er wieder in Sanssouci angelangt.

In den nächsten Tagen begann der Kammerherr Erkundigungen über die Bewohner des kleinen reizenden Hauses einzuziehen. Was er erfährt, war etwa folgendes: der Alte, der sich so respektvoll gegen seinen Kammerherrnschlüssel benommen, war früher Kammerdiener der Königin gewesen, durch ein Versehen hatte er sich die Entlassung aus dem Dienste zugezogen, worüber er untröstlich war. Mehrfache Bittschriften, ihn doch wieder zu Gnaden aufzunehmen, waren bereits von ihm ausgegangen, aber leider ohne Erfolg geblieben.

Voltaire hatte nun einen Anhaltepunkt gefunden, von dem aus sich weiter operiren ließ. Er unternahm schon am Nachmittage des folgenden Tages einen neuen Spazierritt nach dem kleinen Hause. Diesmal stand der Alte nicht in der Thür, Herr von Voltaire mußte also nothgedrungen anklopfen und anknöpfen. Die dürre Stimme des Alten rief ein schüchternes „Herrin!“

Der Dichter bemerkte beim Eintritt, daß die Ursache seines Besuches, Demoiselle Lina, nicht zu Hause sei. Im Grunde war ihm dies lieber, er konnte den Alten gewinnen und überhaupt die nach seiner Meinung sicher zum Ziele führenden Einleitungen treffen. Deshalb eröffnete er das Gespräch, dem jagenden Alten huldvoll auf die Schultern klopfend: „Eh bien, mein Lieber, wie ich vernommen, waren Sie früher am Hofe.“

Der Alte horchte hoch auf und sagte zitternd: „Kammerdiener bei Ihrer Majestät der allermächtigsten Königin. Ich hatte das Unglück in Ungnade zu fallen.“

„Dies weiß ich Alles, mein Freund,“ unterbrach Voltaire den Erkammerdiener. „Ich wollte Ihnen nur einen Vorschlag machen. Da ich Ihnen gewogen bin und mir schmeichle einigen Einfluß am Hofe zu besitzen, so glaubte ich Ihnen nicht zu mißfallen, wenn ich Ihnen sage, daß ich Lust habe, mich Ihrer anzunehmen.“

Der alte Kammerdiener nickte erstaunt den

dichtenden Kammerherrn an, dann stammelte er: „Excellenz scherzen, womit hätte ich solch ein Glück verdient.“

„Ein Dummkopf hat oft Glück,“ brummte Voltaire für sich, äußerte aber lauter: „nun, das kann Ihnen gleich sein, ich nehme mich Ihrer an und damit ist's genug!“

Während der Alte den Schutz des Herrn von Voltaire im durchbohrenden Gefühle seines Nichts demüthigst annahm, ereignete sich in dem zum Hause gehörigen Gärtchen eine Scene, die zwar sehr alltäglich war, aber gleichwohl Herrn von Voltaire (einen abgesetzten Feind aller Alltäglichkeiten) äußerst alterirt haben würde, wenn er sie mit angesehen hätte. Ein junger Mann in Uniform, ein Lieutenant der Gardeshusaren, übersprang mit soldatischer Gewandtheit den Gartenzaun und eilte nach einer am Ufer der Havel gelegenen Laube. Hier hatte sich Lina niedergelassen. Bei dem Anblicke des dahersfliegenden Lieutenants stand sie aber fröhlich auf und ging ihm einige Schritte so entgegen, daß sie der Krieger ohne viele Umstände umarmen konnte.

„Guten Tag, Alfred!“ sagte sie sich loswindend „o, komm gleich hierher in die Laube, ich habe Dir etwas ganz wichtiges zu erzählen.“

Der Lieutenant Alfred setzte sich gehorsam auf die hölzerne Bank der Laube, hob Lina auf seinen Schoos und scherzte: „nun, mein Kind, laß mich hören, was es giebt.“

Lina begann die Begegnung mit Herrn von Voltaire zu schildern, beschrieb seine Mienen, gab jedes seiner Worte getreu zurück und schloß mit der Bemerkung, daß der gasstige gelehrte Franzose eben wieder da sei.

Alfred runzelte ein wenig die Stirn, dann lächelte er: „was ist denn da weiter. Es versteht sich doch hoffentlich von selbst, daß Du mir treu bleibst. Und was Herrn von Voltaire betrifft, so muß man doch sehen, wie man den alten Gecken einmal gehörig abstrafen kann. Er ist mir schon lange ein Dorn im Auge. Aber adieu, meine süße Lina, ich habe heute Dienst und bin nur im Vorbeigehen hereingesprungen. Uebermorgen komme ich wieder. Gute Nacht!“

Noch einen Kuß auf Lina's Lippen drückend eilte der Lieutenant von dannen und maßigte seinen Schritt nicht eher, als bis er etwa hundert

Schritte von dem kleinen Hause entfernt war. Eben bog er um die Ecke des Hohlweges, der dazu hinführte, als Herr von Voltaire, einen flüchtigen Blick um sich werfend, vorübersprengte. Er suchte sich zu verbergen, Herr von Voltaire aber, plötzlich langsamer reitend, sagte zu sich: „meine Augen werden doch alle Tage erbärmlicher. Eben glaubte ich ganz sicher den jungen Flegel, den Lieutenant von Rostowiz zu sehen und nun war's eine Fata Morgana. Was hätte der pommersche Junker auch hier zu suchen?“

Unzufrieden mit sich selbst kam Herr von Voltaire von seinem zweiten Ausfluge zurück und erst als er am Zimmer der Prinzessin vorüberstrich, wich der Aerger der Freude über eine so glücklich eingefädeltte Liaison.

„Ich weiß gar nicht, weshalb Sie jetzt alle Tage spazieren reiten, Voltaire“ hüstelte am andern Morgen der Philosoph von Sanssouci, als er auf einem Morgenspaziergange den Dichter abermals zu Pferde nach dem kleinen Hause zureitend, fand. „Sie waren doch sonst kein so passionirter Reiter.“

„Man ändert sich mit der Zeit, Sir,“ entschuldigte sich Voltaire sichtlich ungeduldig.

„Ich will Sie auch keineswegs in Ihrem Vergnügen stören,“ erwiderte lächelnd der große Fritz. „Es fiel mir nur ein wenig auf.“

Voltaire antwortete mit einer stummen Verneigung und ritt.

„Herr von Rostowiz,“ sagte Prinzessin Amalie zu dem ehrfurchtsvoll hinter ihr wandelnden Lieutenant, „bemerken Sie nicht, daß Herr von Voltaire jetzt sehr oft zum Ziele seiner Spazierritte das kleine Haus wählt, welches mir wegen seiner romantischen Lage an der Havel schon öfters aufgefallen ist! Sie scheinen mit den Leuten dort verwandt, wissen Sie vielleicht zufällig, was der Dichter dort sucht?“

Lieutenant Alfred erröthete allerdings sehr, doch faßte er sich ein Herz und antwortete: „ich muß Euer königlichen Hoheit gestehen, daß ich noch nicht mit den Bewohnern des kleinen Hauses verwandt bin, es jedoch zu werden hoffe.“

„Ach,“ unterbrach ihn Prinzessin Amalia, „Sie wollen eine Mesalliance schließen? Wie kommt das?“

„Ich habe allerdings die Absicht meiner Nei-

gung und nicht meinen Standesvorurtheilen zu folgen und will sogar Euer königliche Hoheit um die Gnade ersuchen“ —

„Beim König fürzusprechen? Freilich sind Sie Offizier und überdies aus einem alten Hause, es würde Ihnen schwer fallen: ich verspreche Ihnen zu thun, was ich kann, wenn Sie mir sagen, was Herr von Voltaire in jenem Hause treibt?“

„Ich weiß es eigentlich selbst noch nicht, doch scheint er an meiner Braut Wohlgefallen gefunden zu haben und eine Liaison mit ihr anknüpfen zu wollen. Den Vater derselben, einen in Ungnade gefallenen Hofbedienten hat er durch das Versprechen seiner Verwendung bei der Königin gewonnen.“

„Der Narr! Selbst der König kommt äußerst selten zu Ihrer Majestät, geschweige Voltaire. Seine Eitelkeit ist wirklich maßlos: und der Vater Ihrer Braut glaubt's ihm?“

„Königliche Hoheit, der alte Mann hat vor Herrn von Voltaires Kammerherrnschlüssel einen sehr großen Respect und hält Alles für wahr, was der Dichter ihm vorschwagt.“

„Herr von Rostowiz, wir müssen den Herrn von Voltaire empfindlich strafen. Fällt Ihnen nicht gleich ein Schwank ein, der sich dazu eignet?“

„Ich wüßte wohl — jedoch“ —

„Ohne Scheu! Nur heraus damit“ antwortete Prinzessin Amalia dem zagenden Lieutenant.

„Am Hause meiner Geliebten fließt wie Euer königliche Hoheit bemerkt haben werden, ein Arm der Havel vorüber. Ein Kahn befindet sich dort; wie wär's, wenn ich mich als Schiffer verkleidete, und zu einer Wasserfahrt Herrn von Voltaire durch meine Braut einladen und dabei dem vermessenen Kammerherrn ein gründliches Bad oder wenigstens eine Taufe zukommen ließe. Er ist ohnehin ein halber Heide.“

„Ah, sein atheistischer Wiß ist noch das Beste an ihm, die kostbare Allongeperrücke nicht zu vergessen. Ich finde Ihren Vorschlag trefflich, Herr von Rostowiz und werde nicht ermangeln, nach dessen Ausführung mich beim König für Sie zu verwenden. Sie würden freilich in den Civildienst treten müssen, beim Militair leidet seine Majestät einmal keine Mesalliance.“

„Recht gern! Ich rechne ganz auf die anä-  
dige Verwendung Ihrer Königlichen Hoheit, deren  
Wünsche zu erfüllen, ich bemüht sein werde.“

„Noch eins,“ rief Prinzessin Amalie dem  
davoneilenden Lieutenant nach: „mein Name darf  
nicht genannt werden. Daß Sie durchkommen,  
wenn Voltaire beim König klagen sollte, dafür will  
ich sorgen.“

Diesen Abend erwies sich Mademoiselle Lina  
höchst freundlich gegen Herrn von Voltaire, der  
die süßesten Hoffnungen hegte. Sie machte ihm  
den Vorschlag eines Spazierganges in den Garten.  
Voltaire bot ihr entzückt den Arm, und sie führte  
ihn nach der Laube. Als richtete sich zufällig ihr  
Blick auf den schaukelnden Kahn, fing sie nun auf  
das Beredteste von den poetischen Reizen einer  
Wasserpartie zu schwärmen an, wobei sich Vol-  
taire natürlich bestrebt, sie auf das Beste zu  
secundiren.

„Wenn Excellenz wie ich die Wasserfahrt lie-  
ben, hätten Sie wohl Lust, eine solche mit mir zu  
unternehmen?“ fragte Lina am Schluffe.

„Wie gern,“ seufzte Voltaire, „würde ich dies  
thun. Allein ich bin nicht im Stande das Rudern  
zu führen.“

„Schade! So will ich einen Beter von mir,  
der Schiffer ist, bitten, morgen Abend uns beide ein  
wenig zu fahren. Sind Sie dies zufrieden?“

„Ja,“ sagte Voltaire freudig, denn Lina  
ging ja reißend schnell auf seine Pläne ein.  
Glücklich und selig kehrte er heim, sich auf das  
Wasserabenteuer des nächsten Tages freuend.

Am folgenden Abend fand sich nach Ver-  
abredung mit Lina Herr Lieutenant Alfred von  
Kostowiz im kleinen Hause ein, legte seinen bereit  
gehaltenen Schifferanzug an, färbte sich die Augen-  
braunen und machte sich durch eine falsche Perücke  
und einen angeklebten Backenbart unkenntlich. So  
ausgerüstet, verfügte er sich in den Garten, wo er  
anscheinend gleichgültig der Dinge, die da kommen  
sollten, harrete.

Herr von Voltaire trat gleich darauf in das  
Zimmer. Er hatte sich festlich geschmückt, hielt  
einer großen Blumenstrauß in der Hand und eine  
feierliche Liebeserklärung, die von Phrasen strotzte,  
im Kopfe, der heute mit einer frischgepuberten  
Allongenperücke prangte. Er bedauerte herzlich, daß

Mademoiselle Lina sich seinetwegen besonders an-  
kleidete und unterhielt indeß den Alten trefflich  
durch die günstigen Aussichten, die er ihm freigebig  
eröffnete. Endlich erschien Lina in einem ein-  
fachen weißen Kleide, aber für den Poeten um so  
verführerischer.

„Gott, wie schön Sie sind, Mademoiselle,“  
rief er, ihr die Hand küßend.

„Kommen Sie, Herr von Voltaire,“ drängte  
das Mädchen, der die Liebkosungen des Kammer-  
herrn lästig wurden, und welche die Sache beendet  
zu sehen wünschte. Sie reichte Voltaire den Arm  
und folgte ihm an das Ufer, wohin er sie mit  
wahren Tanzmeisterschritten führte. Der zum Schiffer  
umgewandelte Lieutenant lehnte nachlässig auf sein  
Ruder gestützt, Voltaire reichte ihm einen Ducaten  
und sagte: „Fahr er uns gut, mein Freund!“

„Soll geschehen, alles zur Zufriedenheit Eurer  
Excellenz,“ lautete die boshafte Antwort.

Die Fahrt ging herrlich von statten, der Kahn  
schaukelte auf dem Wasser, Voltaire schwebte in  
sieben Himmeln und wurde mit jedem Momente  
kühner. Als er aber seinen Arm um Lina's Leib  
schlingen wollte, hielt es Alfred von Kostowiz an  
der Zeit zu handeln. Der Kahn stand plötzlich still.

„Nun, was ist das?“ fragte Voltaire, ärger-  
lich seinen Arm zurückziehend. Er bemerkte nicht,  
daß der Schiffer länger schon zu rudern aufge-  
hört hatte.

„Der Kahn muß sich festgerannt haben,“ lau-  
tete die rauhe Antwort.

„Ungeschickter Mensch,“ brumnte Voltaire und  
bog sich über den Rand hinaus, um die Sache  
selbst zu untersuchen. In diesem Augenblicke wußte  
der Lieutenant sehr geschickt durch einen verben  
Stoß den Kahn so lebhaft in's Schwanken zu  
bringen, daß der selige Dichter das Gleichgewicht  
verlor und Kopf über in die schlammige Flut  
hinunterstürzte. Gleich nach dem Fall Voltaire's war  
der Lieutenant ebenfalls aus dem Kahn gesprungen,  
erfaßte das erste Mal den Kammerherrn unglück-  
licherweise bei der Allongenperücke, die er in der  
Hand behielt, während Herr von Voltaire von  
einem versank. Ohne sich zu besinnen, tauchte  
der falsche Schiffer unter und es gelang ihm den  
über und über Besudelten und von Wasser Trei-  
fenden in dem Kahn zu bringen, wo Lina ein

leises Lächeln, bei aller Angst, die sie ausstand, nicht ganz verbergen konnte. Alfred riß Bart und Perrücke ab und sagte: „Herr von Voltaire, ich habe mir diesen unschuldigen Scherz mit Ihnen erlaubt, weil Sie unlautere Absichten gegen diese Dame hatten, welche meine Braut ist. Wollen Sie etwa Genugthuung, so bin ich bereit.“

Voltaire hustete entseztlich, antwortete aber nichts und rannte, sobald der Kahn am Ufer war, ohne Abschied zu seinem Pferde, das ihn in Eile nach Sanssouci zurücktrug. Ohne sich umzukleiden ließ er sich beim Könige melden.

Bei diesem befand sich gerade Prinzessin Amalie, die den König von der Liebe und den Plänen des Lieutenant von Rostowiz unterrichtet hatte. Anfangs war von dem Monarchen über diesen Streich die Stirne zwar sehr in Falten gezogen worden, nach dem aber hatte er doch nachgegeben und seine Einwilligung und eine Civilstelle für den Lieutenant versprochen. Gleich darauf erschien Voltaire.

„Um Gott, wie sehen Sie aus, Voltaire,“

rief der König lachend, und seine Schwester stimmte mit ein.

Kaum konnte der erbitterte Voltaire seine Leidensgeschichte hervorsprudeln; als er geendet, lachte Prinzessin Amalie noch lauter und sagte: „Ist Ihnen schon recht geschehen, Herr Kammerherr. Warum wollen Sie andern Leuten in's Gehäge gehen? Und nun sieht man doch, was man von Ihren ewigen Liebeschwüren zu halten hat.“

„Die Aebtissin hat Recht,“ fügte der große Friedrich gleichfalls lachend hinzu.

Voltaire sah, daß er die wilden Rachegeanken, mit denen er gekommen, aufgeben müsse und machte gute Miene zum bösen Spiele. In'sgeheim verschor er es aber, in dem jämmerlichen und „pitoyablen“ Deutschland je wieder eine Liaison anzuknüpfen.

Drei Monate nachher wurde der junge Landrath Alfred von Rostowiz mit seiner Lina getraut. Der alte Kammerdiener hat sich über die Ungnade, in der er stand, bei dem Glücke seiner Tochter beruhigt.

### Wunderglaube.

(In Böhmen.)

Daß ich in schweren Leidenstagen,  
Mit nachtumwölbten Zukunftsblick,  
In diese Gegend war' verschlagen  
Vom Zufall oder vom Geschick:  
Das ist zu meinem Trost geschehen —  
Mir ist, als dürft' ich nicht verzagen  
Wo Heil'genbilder ringsum stehen  
Und Kreuze, dran der Herr geschlagen.

Wo die Madonna mild und gnädig  
Vom Altar liebend niederschaut,  
Wo ihrem Bilde wunderthätig,  
Kapell' und Tempel aufgebaut,  
Wo fromme Beter davor knien —  
Demüthig liegen sie im Staube —  
Erhörung hat das Bild verliehen:  
„Zieh' hin! geholfen hat Dein Glaube.“

Darin erkenn' ich Gottes Führung —  
An Wunder glaubt ein liebend Herz,

Es flieht in andachtsvoller Rührung  
Mit Schmerz und Sehnsucht himmelwärts:  
Denn Wunder kann es selbst vollbringen  
Mit seiner heil'gen Liebesglut.  
Im Land des Glaubens will ich singen:  
„Die Liebe ist's, die Wunder thut!“  
Louise Otto.

### Wie kommt's, daß wieder ich reime?

Wie kommt's, daß wieder ich reime  
Wie vordem auf Herz und Schmerz,  
Was wollt ihr alten Träume,  
Was blick' ich himmelwärts?

Was ist's, das zu den Sternen  
Mich mächtig aufwärts zieht?  
Was soll ich in den Fernen?  
Hiernieden ist mein Gebiet. —

Ich kann die Erde nicht lassen,  
Der Himmel wird nicht mein,  
So will ich die Liebe umfassen,  
In beiden werd' ich dann sein.

Adolf Stern:

## Literarische Skizzen.

Alfred Meißner.

(Fortsetzung und Schluß.)

Das Verhältniß des gewaltigen Kampfes zur allgemeinen Bewegung der Menschheit war schon in der Apotheose Böhmens angedeutet. Unbewußt wird der „Ziska“ oft zur Marseillaise:

Es geht ein Laut durch alle Weltgeschichte  
In Pausen von Geschlechtern zu Geschlecht,  
Und ruft der Menschheit Dränger zu Gerichte,  
Verkündend das vergessne Menschenrecht,  
Ein Rufen ist's von Armen, Unterdrückten  
Aus Nacht, aus Fesseln, Geisteszwang und Noth,  
Ein Mahnen an die Reichen und Beglückten,  
Ein Drängen nach Erkenntniß und nach Brod

Als Apostolen dieses Rufes treten  
Im dürft'gen Kleid und durch den Schmerz geweiht  
Der Volksbefreiung herrliche Propheten  
Aus niedrer Hütte in die laute Zeit!  
Ein Jüngling singt zu Sachsen vor den Thüren  
Sein geistig Liedlein für ein Stückchen Brod,  
Derselbe, der die Wartburg wird erkühnen  
Zum Sinai mit Zornesflammenroth;  
Ein Bettler stirbt, der toll die Welt durchrannte,  
Rousseau, des reichen Frankreich ärmster Sohn  
Und hinterläßt der Welt, die ihn verkannte,  
Im Testament: die Revolution!

Neis aber ist die Dichtung erhaben und schwingvoll. Nicht mit Unrecht hat man von Alfred Meißner gesagt, er sei in seinen Fehlern (dazu gehören einmal eine etwas unbestimmte Rhetorik, das andermal eine zusammengekehrte Masse von Bildern) am gewaltigsten. Jedenfalls gehört „Ziska“ zu den nicht allzu zahlreichen poetischen Werken unsrer Zeit, welche der Nachwelt beweisen werden, daß wir auch Dichter hatten in einer Zeit, wo die Kritik alles Ernstes anfängt, sich für die Basis und Spitze der Literatur zugleich zu halten.

Was der Dichter in seinem „Ziska“ erstrebt und gewollt, das finden wir im wesentlichen auch in den „Gedichten“ wieder. Nur daß uns dieselben mehr an die Individualität, an das Einzelwollen und Einzelstreben desselben gemahnen. Wie der Dichter sich selbst schildert, ist er

— — kein froher heit'rer Knabe, —  
Ich bin ein sinnender Aesnot,

Der liebreich bei larger Habe  
Begnügsam durch das Leben

Ein wenig Wein, ein wenig Liebe  
Ist Alles, was mein Herz begehrt!“

was ihn aber rastlos durch das Leben treibt, wohin es ihn treibt, darüber finden wir Aufschluß in dem Gedichte: „drei Poeten!“

„Mich treibts zur Stadt zur ungeheuren  
Zum Sammelplatz der Millionen,  
Bei Kampf und Leben muß ich wohnen

Im armen Volke such' ich Platonssternen,  
Ich such' das Weib in den verlornen Dörfern,  
Ich' suche bei den Armen, Sünd'gen, Kranken,  
Des Schöpfers argverstümmelte Gedanken!“

Die epischen Gedichte, deren sich viele in dem ziemlich starken Bande finden, sind in ihrer Art kleine Meisterwerke und „das Todesmahl der Girondisten“ bildet einen herrlichen gereimten Commentar zu Lamartines bekannter Schilderung. Sorgfältig hat Meißner nur die besten seiner poetischen Produktionen gesammelt und daher eine Sammlung hergestellt, welche klassisch genannt zu werden verdient.

Außer den Gesängen des „Ziska“ und den „Gedichten“ erschien von Meißner noch: „Der Sohn des Atta Troll“, eine Fortsetzung des Heineschen Gedichts, ferner ein längeres Gedicht: „im Jahr des Heils achtzehnhundert und achtundvierzig“ außerdem „Revolutionäre Studien aus Paris“ (2 Bd. 1850) und „das Weib des Urias“, Trauerspiel (Leipzig 1851.) Alle diese stehen im Ganzen genommen nicht auf der Stufe, welche Meißner durch den „Ziska“ und die „Gedichte“ erklommen hat. Erst neuerdings bewies er durch sein prachtvolles bürgerliches Trauerspiel „Reginald Armstrong“, daß er noch der Alte sei. Die Besprechung desselben wird einen Hauptabschnitt unsrer Artikel über „das deutsche Trauerspiel der Neuzeit“ bilden.

Wir scheiden von Alfred Meißner mit dem aufrichtigen Wunsche, daß es ihm gelingen möge, die Anerkennung, die er gefunden, durch neue und eben so ausgezeichnete Produktionen zu wahren.

⊙

## Feuilleton.

## Literatur.

**Das Bremer Sonntagsblatt und Heinrich Pröhle.** Dies Blatt unter Redaktion von F. Pleßer verspricht ein ganz vorzügliches belletristisches Journal zu werden. Wir fanden unter andern Beiträge von Heinrich Pröhle in demselben. — Dieser junge Schriftsteller ist wirklich bewundernswürdig fleißig, arbeitet auferan seinen größern selbstständigen Werken in sehr viele Journale und gibt eine Bibliothek deutscher Erzählungen heraus.

**Betty Paoli** hat das Feuilleton des Wiener Lloyd übernommen.

**Wildenhahns Erzählungen.** Der bekannte Kirchentomanschriftsteller A. Wildenhahn gibt seine „gesammelten Erzählungen“ bei Gebhard und Reissland in Leipzig heraus.

**Ein Spottgedicht.** In der „Europa“ findet sich ein beißendes Spottgedicht auf die „Münchener Dichterei“, welche dem „Liederschwan aus Norden“ Emanuel Geibel ein Festessen gegeben.

**Justinus Kerner** hat bei Cotta seine letzten Gedichte unter dem Titel „Blütenstrauß“ erscheinen lassen. Es ist gut, daß es die letzten sind, der Geisterseher ist ein sehr altersschwacher Sänger geworden.

**Mistress Becher Stove**, die Verfasserin des „Onkel Tom“ vor dem bei uns Schiller und Goethe, Lessing und Lenau, Heine und Platen, Gutzkow und Freitag — kurz Alles zu Schanden geworden ist, arbeitet an einem neuen Roman, welcher „die Macht der Grundsätze“ heißen soll. In der That ein höchst zweckentprechender Titel, die deutschen Buchhändler haben die Macht der Grundsätze hinreichend bewiesen, ihr Grundsatz ist nämlich: alles Ausländische mit quacksalberähnlicher arktischreierei uns aufzudringen.

## Musik.

**Zur Geschichte übereinstimmender Ideen-gänge.** Zu Ende des Jahres 1851 erschien im Verlage von Bruno Hinze in Leipzig eine Broschüre: „kurze Anleitung zum gründlichen Studium des Gesanges“ von Ferdinand Sieber, Gesanglehrer am Blochmann'schen Erziehungs-hause in Dresden, welche mit vielem Beifall aufgenommen wurde, da sie in gedrängter Kürze einen klaren Leitfaden und sichern Führer beim Studium des Gesanges gewährt. Aus diesem Werkchen hat Herr A. Reißmann, der Verfasser (?) eines

soeben in Leipzig bei J. J. Weber herausgekomenen „Katechismus der Gesangkunst“ (natürlich ohne Vorwissen seines Verlegers) einen großen Theil seines Büchleins fast wörtlich abgeschrieben, vieles Andere aber ganz in derselben Gedankenfolge mit wenig veränderten Ausdrücken in so auffallender Weise benutzt und beibehalten, daß hier an einem erbärmlichen Plagiate keinen Augenblick zu zweifeln ist. — Herr F. Sieber liefert die vollständigsten Beweise dafür in der Leipziger „Neuen Zeitschrift für Musik“, so daß es hier weiterer Belege nicht bedarf. — Nachträglich erfahren wir noch, daß Herr Reißmann es nicht verschmäht hat, den übrigen nicht gesanglichen Theil seines Buches aus den Schriften von Marx „nachzuempfinden.“ Wir ersuchen im Interesse des verletzten Autorrechtes alle Zeitungen, eine solche wirklich pyramidale Dreifügigkeit an den Pranger der Öffentlichkeit zu stellen.

**Wagners Tannhäuser** ist in Frankfurt a. M. mit großem Beifall in Scene gegangen und wird in Cassel vorbereitet.

**Plotow's Indra** wird gegenwärtig auch in München, Berlin und Leipzig einstudirt.

**Auber** ist zum Kapellmeister (maitre de chapelle) und **Halévy** zum Kapelldirektor (directeur de la chapelle) des neu improvisirten kaiserlichen Hofes ernannt worden. Und wieder sind wir beisammen, im fröhlichen alten Verein!

**Die Theater-Chronik über die Berliozwoche.** Wir haben schon seit längerer Zeit die Leipziger „Theater-Chronik“ mit zu den Blättern gerechnet, welche auf der einen Seite durch Reichhaltigkeit des Materials, durch feine und gediegne Kunsturtheile ein günstiges, auf der andern Seite durch gewissenlose Redaktion und fade Urtuglichkeiten ein ungünstiges Vorurtheil erwecken müssen. Während die Correspondenten aus Wien und Berlin (Bayard, Asmodeus, Heinrich Smidt) wirklich alle Achtung verdienen und der Theater-Chronik den Namen eines guten Blattes verschaffen, entblödet sich die Redaktion nicht, Leitartikel aus der „vorteilhaft bekannten „Zeitung für die elegante Welt“ abzudrucken. Sie bringt einen Artikel über die Berliozwoche oder den musikalischen Götzendienst in Weimar, der sich durch höchst elegante Witzworte und blendende Wendungen, pikante Einfälle und löbliche Tendenz, wie wir es von der Redaktion der „Eleganten“ schon gewöhnt sind, auszeichnet. Wenn die Redaktion „der Theater-Chronik“ bei der Wahl ihrer Leitartikel in Zukunft nicht mehr Tact zeigt, als hier, möchten wir ihr trotz ihrer praktischen Brauchbarkeit kein günstiges Prognostikon stellen.

**Therese Milanollo** hat in Berlin und Stettin concertirt. In Berlin räumte man ihr sogar das Opernhaus ein.

### Theater.

**Lina Fuhr.** Unser Wiener Correspondent schreibt, daß Fräul. Fuhr als Jungfrau von Orleans gastirt und vielen Beifall gefunden habe.

**Gastspiele.** In Augsburg hat neben dem Komiker Mesmüller, wie die „Theater-Chronik“ alles Ernstes meldet, ein Hund gastirt. Der vierbeinige Künstler heißt Mentor. Bekanntlich war es das Gastspiel eines Hundes, welches Göthe veranlaßte, die Bühne gänzlich fallen zu lassen.

**Prinz Lieschen von Seydrich** hat bei der ersten Aufführung in Dresden glänzenden Success gehabt. Räder soll als Oberfischmeister vortrefflich gewesen sein. Wird die Leipziger Direktion nicht bald Anstalt treffen, eine Wiederholung möglich zu machen?

**Moriz,** der bisherige Oberregisseur des Stuttgarter Hoftheaters ist Direktor des Wiesbadener Hof- und Stadttheaters geworden. Mit Recht verspricht man sich nun von der betreffenden Bühne unter solcher Leitung viel Gutes.

In Hamburg ist Rudolph Gottschalls Drama „Marie Douglas“ ohne sonderlichen Erfolg zum erstenmale über die Bretter geschritten. Die „Jahreszeiten“ werfen die Schuld auf die lächerliche Inszenierung, dem Darsteller des Helden sollen nach und nach Arm- und Beinshiene, Schwert und Gürtel von der Rüstung abgefallen sein. Wie fürchten nun, Gottschall, der trotz seines frischen, utkräftigen Talents keine andre Anerkennung als die der Kritik findet, wird sich ganz von der Bühne zurückziehen, was ein unberechenbarer Verlust wäre.

**Freitags Journalisten** sind in Weimar mit außerordentlichem Erfolg gegeben worden. Auch in Leipzig sind dieselben in Vorbereitung.

### Correspondenz.

#### ○ Leipziger Wochenchronik.

Die Direktion unseres Theaters hat in den letzten Tagen ein ganz eigenthümliches Experiment vorgenommen. Sonntag, den 16. wurde neu einstudirt gegeben: „die Grabesbraut oder Gustav Adolf in München, dramatisches Gemälde von Bahrdt“ ein schauerliches Spektakelstück, dessen Auferstehung nur durch Kassenrückichten geboten und entschuldigt werden konnte. Neu

war am 12: „eine Vergnügungsreise, Posse in 3 Akten von George Starke.“ War es Hohn oder Zufall? die Regie ließ diesem erbärmlichen lächerlichen Machwerk Eduard Boas' treffliches Lustspiel „Gaukeleien der Liebe“ als Wiederholung vorangehen. Wir haben schon in Nr. 25. v. J. in einer Feuillettenotiz des Verfassers Erwähnung thun müssen in einer Weise, die nicht grade ehrenvoll für ihn war. Wir rufen es mit Theodor Wehl abermals laut in die Welt hinaus: die Schauspieler mögen keine Stücke schreiben — nämlich so lange sie dies als Schauspieler thun. Es ist dies nicht Engherzigkeit von uns, nein wir gehen von der Erfahrung aus und finden außer Ferdinand Raimund und Roderich Benedix keinen Schauspieler, der durch seine schriftstellerische Thätigkeit der Bühne genützt, wohl aber viele, die ihr geschadet haben. Die Bich-Pfeifferschen Rührstücke mit ihrem unleidlichen Familienjammer und ihrer jämmerlichen Moral, die lächerlichen Possen von Räder und Nestroy, die unzähligen Stücke, die nicht über den Det des Verfassers und Darstellers hinausgekommen sind, was haben sie den Geschmack des Publikums verderben! Nicht die Gespreiztheit, die Bühnenunkennntniß unsrer Dichter, nein die Bühnenunkennntniß unsrer dichtenden Schauspieler hat uns corumpirt. Wir wissen wohl, man wird über Intoleranz und Kassenwesen schreien, sei's! wir haben doch Recht!

Am Montag den 17. und Donnerstag den 20. wurde im Gewandhause das Finale des ersten Actes aus Lohengrin aufgeführt. Erst bei der zweiten Aufführung konnte das Publikum vollständig für Wagners geniale Schöpfung gewonnen werden, wenn schon der mächtige Eindruck, den dieselbe machte, auch im ersten Concerte nicht zu verkennen war. Der Recensent unseres trefflichen „Tagesblattes“ (p) hatte sich nach der ersten Aufführung mißbilligend über Wagner ausgesprochen, das Warum wird offenbar, wenn die Todten auferstehen — er besann sich nach der zweiten Aufführung eines bessern und brachte es zu einer bedingten Anerkennung Wagners, wemngleich auch hier noch viel Unsinn mit unterließ. Richard Wagner vollständig anzuerkennen, dazu gehört allerdings ein Sinn, der über das Nächste hinaus und dem Höchsten entgegenstrebt. Wir hoffen durch einen Artikel über Richard Wagner, der in kurzem in unserm Blatte erscheinen wird, wenigstens unsere Leser über dessen Theorien und deren Verhältnisse zu den gegebenen Kunstzuständen aufzuklären, da es sich die belletristische Presse angelegen sein läßt, durch möglichst ungereimte und beschränkte Darstellungen des Sachverhalts und eine oft bornirt zu nennende Polemik das Publikum zu befangen.

Del Vecchio's Kunstausstellung enthält jetzt wenig neues von Belang, so bald etwas angekommen, werden wir nicht veräumen, darüber zu referiren.

Berlin den 15. Januar 1855.

Die Aufmerksamkeit der Theaterwelt ziehen jetzt besonders zwei Persönlichkeiten auf sich, Carl Formes und Fra Aldridge, der afrikanischen Tragödie. So wenig sich sonst beide Personen vergleichen lassen, so haben sie doch das Gemeinsame, daß aus ihrem Spiel wieder einmal die Stimme der Natur mächtig zu uns spricht. Man weiß nicht, soll man hier mehr die Natur oder die Kunst bewundern; soll man die gigantische Natur beider anstaunen, die sich durch die Regel der Kunst weder verwischen noch verbleichen läßt, oder soll man die Kunst anstaunen, die es wegz, zwei so mächtig dahindraufende Ströme in Ufer einzuzwängen, unbeschadet jedoch ihrer Wildheit und Ursprünglichkeit. Natur und Kunst gehen hier Hand in Hand und nebeneinander, ohne daß die eine die andere beschränkt, ohne daß die eine die andere aufhebt. Wenn wir sonst gewohnt sind, zu sehen, daß die Persönlichkeit des Künstlers im Spiel ganz aufgeht, wenn wir sonst immer das Bewußtsein haben, daß der Held, den wir auf den Brettern vor uns sehen, eben nur auf den Brettern ein Held ist, hinter den Coulissen aber — kein Held, so leuchtet hier — und dies sei besonders von Aldridge gesagt — durch die Maske immer auch die Individualität des Künstlers hier durch, es spielt das heiße afrikanische Blut mit. Deshalb gewährt auch das Spiel nicht bloß einen ästhetischen Genuß, von dem Viele behaupten, daß er verweichlicht und entnervt, sondern es wirkt kräftigend und ermannend, wenn wir sehen, daß wir hier nicht bloß zwei Künstler, sondern auch zwei Männer vor uns haben, eine Erscheinung, die ja in unsern Tagen so selten ist.

Carl Formes trat hier zum erstenmale als Sarastro in der Zauberflöte auf. Er scheint uns hierzu wie zu keiner andern Rolle gemacht zu sein, er hat etwas zu dem altägyptischen Passendes, etwas dem verhallenden Donner Ähnliches. Später gastirte er noch in den Hugonotten (Marcel,) Robert der Teufel (Bertram,) dem Postillen von Longjumeau u. a.

Was Fra Aldridge betrifft, so widerrufen wir hier gern das Urtheil, das wir über ihn fällten, ehe wir ihn gesehen, (er werde durch sein Spiel wahrscheinlich mehr die Neugierde, als das Verlangen nach einem echten Kunstgenuß befriedigen.) Jetzt, wo wir ihn gesehen, erkennen wir freudig an, daß er eine Künstlernatur ist. Zwar, legen wir den strengen Maßstab der Kritik an sein Spiel, so

müssen wir zugestehen, daß er uns bisweilen, namentlich in der Rolle des Othello etwas zu ungezügelt erschienen. Doch ist dies hier kein Fehler, weil es keine leere Affektation und Effekthascherei ist, sondern es ist eher eine Tugend zu nennen, weil es der Ausdruck einer kraftvollen übermächtigen Natur! Aldridge ist bisher in drei Rollen, in der des Othello, des Negers Mungo in Padlock und in der des Macbeth aufgetreten und hat sich des allgemeinsten Beifalls zu erfreuen gehabt, wenn auch nicht des Beifalls des Herrn Mellstab. Der gute Mellstab vergißt, daß die Zeit vorüber ist, wo er mit seiner Ansicht einem ganzen gebildeten Publikum in's Gesicht schlagen konnte, er vergißt, daß seine Klatschcorrespondenzen von Niemand mehr, als von dem weißbiertrinkenden Philister Berlins gelesen werden.\*)

F. Gr.

### Miscellen.

**Alter Lurus.** Als Klysthenes, Tyrann in Syon, bekannt machte, daß er für seine Tochter einen Gemahl suchte, zeichnete sich unter dem Schwarme von Bewerbern Smindyrites von Sybaris aus. Er erschien an Klysthenes' Hofe in Begleitung von tausend Köchen, tausend Fischern und tausend Vogelstellern. Dieses Gefolge war hinreichend, alle Schönen von Sybaris zu erobern, aber nicht die Hand der Schönen von Syon. Derselbe Smindyrites war es, der sich eine ganze Nacht schlaflos auf seinem Lager wälzte, weil unter den Rosenblättern, womit sein Bett bestreut war, sich eines davon in Falten gelegt hatte!!!

**Der Componist des Ragoczy-Marsches.** Wer einmal in Ungarn gewesen ist, wird den „Ragoczy-Marsch“, die magyarische Marschallaise, kennen, die so lange erklingen wird, bis der letzte Zigeuner stirbt, aber nur Wenigen es bekannt sein, wer der Componist dieses Marsches gewesen ist. Das „Temesvarer Wochenblatt“ vindicirt diese Ehre für einen Böhmen, welcher Rutschizka geheißen hat und vor vielen Jahren Chordirigent an der Domkirche zu Westprim gewesen war. Er ist derselbe Rutschizka, welcher die erste ungarische Oper „Bela futasa“ componirt hat.

**Ein kluger Hund.** In der Nähe von Bordeaux ließ Jemand in einem kleinen Landhause, das er sorglich verschloß, einen Hund zurück und ging zur Stadt, wo er dringende Geschäfte hatte, die ihn unerwarteterweise den ganzen Tag und die ganze Nacht von seiner Landwohnung fern hielten. Am andern Morgen kam der Hund nach Bordeaux und kratzte an der Thüre seines Herrn. Da derselbe aus der Ankunft des Thieres auf etwas

\*) Oho!

Besonderes in seinem Landhause schließen mußte, so machte er sich unverweilt dahin auf und fand daselbst auf einem Bette einen Dieb im ruhigsten Schlafe liegend. Der Spitzbube, der ein schon mehrfach bestraster Uebelthäter war, wie sich später auswies, hatte sich beim Einpacken der Effekten übermäßig angestrengt und wollte sich vor dem Aufbruch noch gemächlich ausruhen. Das Thier, das er in eine Kammer eingesperrt hatte, war aber während dessen durch das Fenster gesprungen und zu seinem Herrn geeilt, den es durch sein Unkommen zu dieser eiligen und von dem Diebe nicht erwarteten Rückkehr bewogen hatte.

**Shakespeare Ausgaben.** Die Vorarbeiten zu der großen von James D. Halliwell zu veranstaltenden Monograph Edition von Shakespeare sind bereits so weit gediehen, das Erich inen des ersten Bandes, welcher die Lebensbeschreibung Shakespeare's und The Tempest enthalten wird, zum März mit Bestimmtheit versprochen wird. Diese Ausgabe soll bekanntlich aus 20 Foliobänden im Formate der ersten Ausgabe von 1623 bestehen und mit zahlreichen Illustrationen von J. W. Fairholt geziert werden. Aller erdenkliche Stoff wird darin zusammengetragen werden: die Novellen und Erzählungen, aus denen Shakespeare geschöpft hat, die ersten Entwürfe seiner Stücke, die vollständigsten bibliographischen und anderen Nachrichten, Erklärungen etc., sowie Abbildungen und Facsimiles aller einschlagenden Gegenstände, Personen und Handschriften. Nur 150 Exemplare sollen davon abgezogen, und die benutzten Typen und Platten sofort vor Zeugen vernichtet werden. — Für ein vollständiges Exemplar der ersten Ausgabe des Titus Andronicus (vom J. 1594), welches Mr. Halliwell noch nicht hat erlangen können, bietet er allein einen Preis von 100 £. — Eine mindestens ebenso große Ausbeute für die Erklärung und das Verständniß Shakespeare's versprechen wir uns von den Randbemerkungen der kürzlich in den Besitz Mr. Collier's gekommenen Foliausgabe, durch welche Hunderte von offenbar verderbten und daher bis jetzt gar nicht oder nur halb verstandenen Stellen auf die überraschendste Weise verbessert werden, so daß der Text der Shakespeare'schen Stücke eine durchgreifende Neugestaltung erhalten möchte. Es ist zu hoffen, daß Mr. Collier diesen Schatz recht bald der Öffentlichkeit übergeben möge, so daß auch Mr. Halliwell denselben wenigstens noch für den größten Theil seiner Monograph Edition benutzen kann. Ueber den Fortgang beider Werke werden wir nicht verfehlen unsern Lesern seiner Zeit weitere Mittheilungen zu machen. (Atlantis.)

**Ein Denkmal.** Zu einem Grabdenkmal für den auf dem Kirchhofe von Kensal Green bei London begrabenen Thomas Hood, den Heraus-

geber der berühmten komischen Almanache (Who has not laughed with honest Hood?) und den Dichter des ergreifenden Liedes vom Hemde, ist eine Sammlung veranstaltet worden. Die Anregung dazu ist vom Whittington Club ausgegangen, dessen Präsident der ebenfalls als Dichter rühmlich bekannte Richard Monckton Milnes ist. Unter den Beitragenden nennen wir den Herzog von Devonshire, Lord Brougham, den Schatzkanzler B. d'Israeli, Douglas Jerrold, T. R. Hervey (Herausgeber des Athenaeums), den berühmten Verleger E. Moran, die Schauspieler Macready und Phelps etc. Macaulay gab seinen Beitrag erst, als er genügende Auskunft darüber erhalten hatte, daß es nicht nothwendiger sei für die hinterlassene Familie Hood's zu sorgen, als sein Grab mit einem Leichensteine zu schmücken.

**Die Wärme des diesjährigen Winters.** Bei Darmstadt hat man zu Weihnachten einen Zwetschenbaum blühen sehen, eine Wunderbarkeit, die bei andern Obstbäumen auch hier und da im übrigen Deutschland vorgekommen ist. In England sollen Frucht bäume sogar zum zweiten Male getragen haben.

**Der Instinkt der Wespen.** „Im Anfang des Oktobers bietet jedes Wespennest,“ wie ein englischer Naturforscher schreibt, „den Anblick eines Auftrittes von anscheinend widernatürlicher Grausamkeit dar. Die alten Wespen stehen nämlich nicht nur davon ab, ihren Jungen Nahrung zu bringen, sondern ziehen und zerren dieselben auch aus dem Gespinnst ihrer Zellen hervor, um sie Wind und Wetter und den vorüberfliegenden Vögeln zur Beute zu geben. Am häufigsten jedoch kneifen die eigenen Eltern ihre Jungen mit ihren Saugwerkzeugen zu Tode. Aber statt, daß dies grausam und unnatürlich wäre, wie es scheint, ist es vielmehr ein Akt der Gnade und Barmherzigkeit, weil die Wespen keinen Nahrungsvorrath für den Winter sammeln und ihre Nachkommenschaft dem zu Folge einen peinlichen und langsamen Hungertod sterben müßte, wenn sie in ihren Zellen belassen würde.“

**Ein Calembourg als Vorläufer eines andern Bizet.** Wenn die Innigkeit, mit welcher eine Zeit das Gedächtniß ihrer großen Männer feiert, einen ungefähren Maßstab für die Sittlichkeit der Zeit bietet, können wir sicher mit einer gewissen Selbstzufriedenheit auf das vorige Jahrhundert zurückblicken. Mr. Rameau, der unter Ludwig den Funfzehnten einer der gefeiertesten Musiker seiner Zeit und jedenfalls der König der französischen Schule gewesen, starb plötzlich an einem hitzigen Fieber. Da überließ man es seiner Geliebten, der mehr als Tänzerin berühmten Demoiselle Miré, für eine anständige Beerdigung des berühmten Mannes Sorge zu tragen. Auf

seinem Leichensteine finden sich die einfachen Worte eingegraben:

Mi Re La Mi La (Miré l'a mis là).

Einige Tage nach Rameau starb Penard, der Vater des französischen Vaudevilles, und das Pariser Publikum in seiner flüchtigen Gutmüthigkeit hatte auch für diesen Todesfall kein anderes Zeichen von Theilnahme als die witzige Bemerkung: „der Text habe sich natürlich nicht lange ohne die Melodie halten können.“

**Ein Ausspruch Heinrich Ischokkes.** Es ist merkwürdig, daß die frommen Mönche, die immer in ihren gottgeweihten Mauern der Welt entsagt haben, nach Welthändeln die Lusternsten sind und ihre Hände so gern in's politische Spiel mengen.

**Berliner Papageien.** Der Berliner, der die Sucht hat, nichts so zu lassen, wie es besteht und stets darauf bedacht ist, auf den Schein zu spekuliren, hat neuerdings eine Erfindung gemacht, auf die man in der That auch nur in Berlin verfallen konnte. Man hat dort nämlich künstliche Papageien gemacht, d. h. man hat Tauben in einer solchen Weise roth grün, gelb, blau u. s. w. gefärbt, daß sie papageienartig erscheinen und die Neugierde und Aufmerksamkeit der Vorübergehenden in nicht geringer Weise auf sich ziehen. Die armen Thierchen, in ihrem natürlichen Zustande das lebendige Bild der Unschuld, machen mit den gefärbten Federn so recht den Eindruck der Falschheit.

**Jeder nach seiner Art.** Louis Napoleon giebt seine Orden an die Militairs, die Stützen seiner Macht und „die Retter der Gesellschaft;“ die Königin von Spanien dagegen vertheilt die ihrigen an die Handwerker, Modisten und Industriösen, die für den Glanz ihrer Toilette sorgen. So wissen wir zum Beispiel, daß sie einen ihrer Hausorden einem französischen Fabrikanten künstlicher Blumen verliehen; jetzt lesen wir wieder in den spanischen Zeitungen, daß sie dem Juwelier des Prinz-Präsidenten, Vemonnier mit Namen, in Anerkennung seiner Verdienste um ihre Schmucktoilette, zum Ritter des Ordens Karls des Dritten ernannt hat.

**Das französische Drama „Cinna“ und seine Gnadentradition.** Die Zeitungen haben gemeldet, daß die Rachel, die das Gedicht: „das Kaiserreich ist der Frieden,“ von Houffaye, dem Direktor des Theater français auf der Bühne dieses Instituts bei der großen Vorstellung, die man jüngst

dem Präsidenten gab, zu sprechen hatte, von dem Dichter ein Amnestiegesuch für die politischen Gefangenen in den Versen angebracht zu sehen wünschte, aber sie haben die Ursache anzugeben vergessen, welche die Künstlerin auf den Gedanken der Gnadenstrophe gebracht und der genau mit dem Stücke des Corneille zusammenhängt, das man an dem bezeichneten Abende gegeben hat. Es ist nämlich bekannt, daß Ludwig XIV. „Cinna oder die Milde des Augustus“ gerade zu der Zeit sah, in welcher der Chevalier von Rohan wegen des Complottes, in das er sich mit Holland zur Einverleibung von Quilleboeuf eingelassen, zum Tode verurtheilt und hingerichtet wurde. Die Familie des Rohan's hatte sich alle erdenkliche Mühe gegeben, um bei Ludwig dem Vierzehnten eine Begnadigung des Unglücklichen auszuwirken, aber leider vergebens. Am Abend der Hinrichtung sah der Monarch den „Cinna“ zum ersten Male darstellen und soll, wie es heißt, davon so ergriffen und bewegt gewesen sein, daß er, nach seiner eigenen Aeußerung den Verurtheilten begnadigt haben würde, wenn man an diesem Abende ein Wort für denselben bei ihm eingelegt. Auf diese Tradition hin nun geschah es, daß die Rachel, um das Unangenehme ihrer Situation zu mildern, auf die Idee zu jener Gnadenstrophe kam, die übrigens der Poet nicht direkt, aber doch im Frieden und der Milde des neuen Kaiserreichs leise angedeutet hat.

**Ein viel gereiftes Pferd.** Zu Bath, wie der Chronicle dieser Stadt meldet, starb kürzlich ein Pferd, das über sechsundzwanzig Jahre alt, fünfzehn Jahre im Besiz eines Kaufmannes gewesen und in dieser Zeit in merkantilischen Geschäften, über sechzigtausend Meilen hauptsächlich im Westen von England, wo es unter dem Namen „der alte Tum“ allgemein bekannt war, zurückgelegt hat.

#### Briefkasten.

Herrn F. Gr. in Berlin. Endlich eingegangen. Es ist Alles zu benutzen, wegen der Gedichte — nur einige Wochen Geduld. Weiteres brieflich. — Fr. L. D. in W. Wie Sie sehen sind Ihre Beiträge stets willkommen. Wenn Ihnen viel daran liegt, die Berichtigung aufgenommen zu sehen, so mag es geschehen — aber ungern. — Herrn F. W. in Hamburg. Das Exemplar ist an Sie stets regelmäßig abgegangen. — Herrn E. K. in Wehrsdorf bei Baugen. Besten Dank! — Wir ersuchen nochmals die Einsendung von Gedichten portofrei zu bewirken.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Bruno Hinz in Leipzig.